

Laudatio

auf die Preisträger des 10. DEKALOG-FILMPREISES

zum Zehnten Gebot am 13. Oktober 2017 im Martin-Gropius-Bau / Berlin

Exzellenzen, lieber Herr Prof. von Pufendorf, süehr geehrte Damen und Herren,
liebe Preisträger!

Sie alle kennen ja sicher noch den Werbespot „Mein Haus, mein Auto, mein Boot“, vielfach auch variiert und persifliert. Die possessiv angezeigten Besitzstands-, besser: Eigentumsverhältnisse – seien sie nun mehr oder weniger ironisch ergänzt um „meine Frau“, „mein Bankkonto“ oder „mein Hund“ – geben dabei aufs Trefflichste, wie es scheint, das an, was im wirklichen Leben zählt. Oder um es mit William James auszudrücken: „Des Menschen Selbst ist die Gesamtsumme all dessen was man sein Eigen nennen kann.“ So gesehen besteht die Bedeutung des Zehnten Gebots darin, ein äußerst wirksames Regulativ zu bilden, das maßgebend die Würde des Daseins gegenüber dem vegetativen Mehr-Wollen behauptet oder auch zivilisiertes Miteinander einem barbarischen Gegeneinander begründet. Aber damit erschöpft sich nicht die Bedeutung des Zehnten Gebotes, ja, das hieße sogar, seinen Sinn zu reduzieren. Denn es geht dem von Fachtheologen mitunter apostrophierten „Willkürgebot“ nicht um die Auswüchse bürgerlicher Besitzstandswahrung – genausowenig wie dem ganz ähnlichen Neunten Gebot, dem „Habgierverbot“ –, sondern um eine Begrenzung einer tendenziell ungehemmten Selbstentfaltung, die das Leben mit falschen Werten überformt, es damit unlebenswert und unlebbar macht. Wobei auch dies wiederum impliziert (darauf macht Luthers Erläuterung zum Gebot aufmerksam), dass auch die Anderen gefordert sind, in reziproker Weise unsere legitimen Bedürfnisse und Ansprüche zu respektieren. Denn so heißt es in Luthers Kurzkommentar des Zehnten: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht seine Frau, Gehilfen oder Vieh ausspannen, abwerben oder abspenstig machen, sondern dieselben anhalten, daß sie bleiben und tun, was sie schuldig sind.“ Zur Debatte steht also weniger der Schutz von sachbezogenem Hab und Gut bzw. die Verdammnis von Raub und Unterwerfung, sondern die Ächtung von Egoismus, solipsistischer bis ins Psychotische reichende Verslossenheit, kurzum von jener selbsterzeugten Unfreiheit in unserem *struggle for life*, die als grenzenlose Selbstentfaltung daherkommt.

Darauf machen in unterschiedlicher „Phrasierung“ die heute zu prämierenden Beiträge zum nunmehr letzten DEKALOG-Filmpreis aufmerksam. Der erste Preis wurde von der Jury dem Film „Der Sieger in Dir“ zuerkannt. Der „Psycho-Thriller“ (so die Eigenangabe) trifft zwar nicht punktgenau – könnte man sagen – das Zehnte Gebot der lutherischen Fassung, wirft dafür aber viele Fragen auf, reißt Themen an und auf, mit denen sich das Gebot sozusagen umkreisen, vielleicht auch einkreisen lässt. Ich will nicht die Handlung referieren. Ich will nur in Frageform einige Motive nennen, welche die Jury bewogen haben, den Einstünder von Jan Bolender, von dem im übrigen auch das Buch stammt, mit dem ersten Preis auszuzeichnen: Was geschieht, so könnte man fragen, wenn einer – aus welchen Gründen auch immer – aus dem Leben eines anderen alles herauszieht, was daran gut und auch begehrenswert erscheint? Wenn jemand auf diese Weise sein eigenes Begehren über all das setzt und die gesamte Existenz eines Anderen gefährdet? Und wie verhalten sich dabei die beiden „Figuren“ zueinander? Sind sie unabdingbar oder doch auf eine sehr konkret bestimmbare Weise so miteinander verbunden, dass diese Existenzgefährdung dadurch befördert, sogar erst möglich wird? Was begehren wir vom „Leben“, was suchen wir, in ihm als Handelnde zu sein? Und welche Strukturen, welche Normen (Familie, Beruf, Karriere) sind es, die uns erstrebenswert erscheinen, auf die wir nicht zu verzichten können meinen? Welche Anforderungen, sprichwörtlich von der Wiege bis zur Bahre, werden an uns gestellt, welche geraten aber umgekehrt gar zu Traumata? Und wie ließe sich all das so denken und im Leben angehen, dass wir garnicht erst in eine Lage geraten, in der wir allenthalben nur noch zum

Mittel der Notwehr greifen können und damit am Ende selbst in jenem Wasser versinken, das uns schon selbst bis zum Halse steht. Das „Schöne“ (nicht nur im Sinne des ästhetisch Gelungenen) an diesem Film ist es auch, dass er nach all diesen und sicherlich noch vielen anderen möglichen Fragen, ganz zum Schluss, alles noch einmal offen lässt: Nach dem Desaster ist vor dem Desaster – oder eben vielleicht doch nicht? Die Frau des Protagonisten jedenfalls kehrt zurück zu ihm, aber das Happy End bleibt aus. Stattdessen weist uns der Film nicht ohne Ironie auch noch hier darauf hin, wohin, in welche Abgrundtiefen uns unsere Reise des Begehrens führt, wenn wir erstmal alle Zeichen nur noch in eine Richtung deuten können und mit diesem Einbahndenken die Rollen, etwa die des Täters und die des Opfers, ebenso eindeutig wie fälschlich identifizieren.

Der Zweite Preis geht an „Francos Erben“, im Untertitel „Spaniens geraubte Kinder“ der Schauspielerin und Regisseurin Inga Bremer. Der Dokumentarfilm greift ein Thema bei unserem europäischen Nachbarn Spanien auf, das hierzulande kaum bekannt sein dürfte, aber dort tiefverwurzelt mit der Franco-Diktatur ist und heute, so die regieführende Autorin, noch immer rund 300 000 Menschen betrifft: Dass nämlich Säuglinge ihren Eltern respektive Müttern kurz nach der Geburt weggenommen und in fremde „Elternhände“ gegeben wurden und dass dabei Teile der katholischen Kirche – aus welchen Motiven heraus auch immer – eine sehr sehr sinistre Rolle gespielt haben; hinzu kommt, dass wohl auch bis heute die Justiz in Spanien sich nicht ernsthaft mit diesem Menschenraub befasst hat – ganz abgesehen von der rechtlich sicher nicht wirklich zu klärenden Frage, wie die durch solch einen (massenhaften) Menschenraub begangenen Schäden an Leib und Seele der – wehrlos – Betroffenen wieder gut zu machen wären.

So greifen in dem Film die Kinder von damals zur Selbsthilfe, organisieren sich, demonstrieren öffentlich, nutzen das Internet zur Eltern- oder Angehörigen-Suche (fast so wie einst nach dem Zweiten Weltkrieg so viele Menschen ihre Hoffnungen in den Suchdienst des Roten Kreuzes stellten) und rufen nun auch den Europäischen Gerichtshof um Hilfe an.

Welche Motive hinter diesem Menschen- und Identitätsraub stecken, das hätten wir liebend gerne noch ausführlicher als dargestellt gewusst. Das ändert jedoch nichts daran, dass sich auch mit dieser sehr professionell gemachten Dokumentation eine weitere Perspektive auf das Begehrensverbot im Zehnten Gebot öffnen und bedenken und, natürlich auch, diskutieren lässt – und damit auch das Anliegen der Opfer, auf welcher bescheidenen Weise durch diesen Preis auch immer, befördern lässt: Keine noch so persönlich geprägten Wünsche, mit allen Mitteln, salopp gesagt, „an ein fremdes Kind zu kommen“, keine noch so vermeintlich „gute“ und vermeintlich „gottgefällige“, vermeintlich „christliche“ Moral erlaubt ein solches Begehren, das sich zuletzt deshalb nicht stillen lässt, weil die Identitätsberaubung nicht nur die eine Seite, sondern auch die Täterseite trifft. Die Opfer selbst erheben ihre Stimme – sie tun es auch, indem ihnen dieser Film eine Stimme verleiht.

Zwei meisterliche Werke, die für ein drittes kaum noch Platz lassen. Deshalb haben wir, wie schon in verschiedentlichen Vorgängerrunden des DEKALOG-Filmpreises, auf eine weitere Prämierung verzichtet. Dennoch war es uns ein Anliegen, einen Beitrag, um ihn nicht einfach mit den anderen auf die Plätze zu verweisen, mit einer „lobenden Erwähnung“ zu bedenken: Diese gilt dem Kurzfilm TAKE III, dem Teil einer Serie von 18 „Videoskizzen“. Wobei, wie die Regisseurin und Künstlerin Eva Schmeckenberger erläutert, (ich zitiere) „der Begriff TAKE gängig ist im Foto- und Filmbereich und gleichzeitig durch seine Bedeutung im Englischen mit Nehmen, Ergreifen, Fassen, Festhalten konnotiert.“ Zu würdigen, so fanden wir, ist vor allem die tragende Idee dieses kleinen Opus: zwei Hände in Interaktion. Zwei Hände – man kennt das in anderer Weise von einem Kinderspiel –, die aufeinander gelegt werden, sich wieder trennen, zurückziehen, erneut den Vorgang wiederholen, wenngleich jedes Mal auf ganz unterschiedliche Weise und in unterschiedlicher Intensität... Im Handumdrehen entstehen so, sehr einleuchtend, Metaphern für die Inbesitznahme des einen durch den anderen – und auch

hier vertauschen sich die Perspektiven von „Täter“ und „Opfer“, „Sieger“ und „Unterlegener“, „Oben“ und „Unten“ – und im derartigen Spiel der Hände kommen auch die Übergänge vom liebenden, zärtlichem Begehren bis hin zum gewalttätigen dominanten Inbesitznehmen und Unterwerfen (aber auch die diversen Befreiungsversuche) ganz unmittelbar zum Ausdruck und zur Vorstellung. Der Jury gefiel dabei, dass sich auf kurzem Weg – so konkret wie abstrakt – die Vielfältigkeit auftut, die mit dem Begehren verbunden ist, ihm innewohnt. Kurzum: eine Videoskizze, die sich vortrefflich sicher auch im Bildungsbereich, in Schulen zum Beispiel, zur Diskussion einsetzen lassen könnte – etwa um die Quintessenz des Zehnten Gebotes zu verdeutlichen.

Drei Filme, drei künstlerische Heransgehensweisen, um das Fehlverhalten im Sinne, wenn auch nicht im Wortsinne des Zehnten Gebotes zu durchmustern und damit – außerhalb der filmischen Kadrierung, das heißt in den Köpfen der Zuschauer – Vermutungen über das Wohlverhalten zuzulassen. Wohlverhalten wiederum ist eine stumme Geste, sie zielt nicht auf Gegenleistung ab, sie widerspricht dem ökonomischen Kalkül. Und doch ist das Wohl nur möglich, wenn alle – unabhängig von Stand und Position – sich im Wohlverhalten üben. Es handelt sich also, und das ist die Botschaft der Filme, um eine doppelte Verantwortlichkeit, die sich aus dem Wechselverhältnis von Anspruch und Verpflichtung ergibt. Sie ergibt sich, sie zeigt sich aber nicht unmittelbar, sondern häufig nur, und das ist der ästhetische Kunstgriff der Filme, auf dem Weg der Negation, etwa in Dämonie des Gewöhnlichen, das die Bilder evozieren. Die Wahrheit, und damit sind wir am Ende des DEKALOG-Projekts noch einmal bei Geboten in Gänze, offenbart sich dem, den es angeht – beim Film im Kopf des Betrachters. Deshalb hat Jean-Luc Godard nicht recht, wenn er behauptet, Film sei die Wahrheit 24 mal in der Sekunde. Man kann, wie der Regisseur Brian de Palm, die krasse Gegenposition einnehmen und damit ebenso unrecht haben. Und doch gelingt es dem Film, die Wahrheit zu zeigen. Nicht allen, aber ausnahmslos denen, die Sie im Verlauf der letzten fünf Jahre in unserer Reihe sehen und erleben konnten.

Ich beglückwünsche die drei Regisseure für ihre außergewöhnlichen Arbeiten. In die Glückwünsche einzubeziehen sind natürlich auch die vielen Mitwirkenden, die Schauspieler ebenso wie die technischen Stäbe, selbstredend auch die Produzenten, die aus Ideen Werke entstehen lassen.

Hinweise:

Slogan „Mein Haus, mein Auto, mein Boot“: Werbekampagne der Sparkassen-Organisation vor wenigen Jahren

William-James-Zitat aus: William James, Principles of Psychology, 1890

Zitat Jean-Luc Godard und Brian de Palma: Interview mit BdP in „The Guardian“ (7. Juni 2016):
“I always said that film lies 24 times a second. That’s the antithesis of what Jean-Luc Godard said, that it’s truth 24 per second. That’s nonsense! Film lies all of the time.”